

WIR KAUFEN GERN BEIM JÜD

DIE AUSGRENZUNG DER JUDEN VON WALLDORF IN DER ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS

Die folgenden Ausführungen sollen dazu beitragen, das Unbegreifliche begreifbarer zu machen: Wie war es möglich, daß rechtschaffene Leute die entwürdigende Behandlung ihrer jüdischen Nachbarn duldeten und sich in einzelnen Fällen sogar an ihr beteiligten?

In der südthüringischen Gemeinde Walldorf bei Meiningen ging ich den Spuren der ehemaligen jüdischen Einwohner nach und erhielt eine Fülle von Informationen. Zum einen stammen sie aus den schriftlichen Quellen im Hauptstaatsarchiv Weimar sowie im Kreisarchiv Meiningen - die Aufschluß geben über die verwaltungstechnischen Vorgänge der Judenverfolgung - zum anderen berichteten mir Zeitzeugen über das damalige Geschehen, hier aus dem Blickwinkel der Beteiligten, in einem Fall sogar der Opfer. Auch die steinernen Zeugen - der Jüdische Friedhof in Walldorf und die Häuser früherer jüdischer Besitzer - geben Auskunft.

Aus der Verbindung der verschiedenen Ebenen entsteht ein - wenn auch unvollständiges - Bild der Ereignisse in den 30er und 40er Jahren. Die empirischen Ergebnisse meiner Nachforschungen stehen neben meinen Fragen und Mutmaßungen zu den Ursachen des tragischen Geschehens. Verallgemeinerungen sind zwar äußerst vorsichtig zu treffen, dennoch halte ich die Aussagen zu Walldorf in gewisser Weise für repräsentativ für andere ländliche Gemeinden in der Zeit des Nationalsozialismus.

ZUR SITUATION VOR DEM MACHTANTRITT HITLERS

In der etwa 200jährigen Tradition des Zusammenlebens von Christen und Juden wurden letztere immer stärker in die Dorfgemeinschaft integriert. Dies wurde vor allem möglich durch ihre rechtliche Gleichstellung gegenüber den christlichen Untertanen im Herzogtum Sachsen - Meiningen - Hildburghausen im Jahre 1856. Das hatte andererseits eine starke Abwanderung jüdischer Familien in die Städte, insbesondere nach Meiningen zur Folge. Zu Beginn der 30er Jahre zählte Walldorf etwa 2000 Einwohner, davon 37 israelitischer Konfession in 11 Haushalten. Dazu gehörten die Familien Frank, Frühauf, Grünspecht, Hermann, Katz, Lind, Ortweiler, Wertheim sowie einige alleinstehende, zumeist verwitwete Personen. Im wirtschaftlichen Leben des Dorfes nahmen die jüdischen Händler und Kaufleute einen wichtigen Platz ein. Die Walldorfer kauften gern beim Fleischer Katz, im Landkaufhaus Grünspecht, beim Bäcker Wertheim sowie bei den Fellhändlern Lind und Ortweiler. Das belegt der häufige Ausspruch: "Wir kauften gern beim Jüd, denn die Ware war gut und preiswert." Man konnte anschreiben lassen oder mit Produkten aus der eigenen Landwirtschaft bezahlen.

Man kann einschätzen, daß die Juden aufgrund ihres gesitteten Lebenswandels, ihrer Tüchtigkeit und Genügsamkeit allgemein geachtet waren, was aber nicht heißt, daß sie auch bei allen beliebt waren - sie wurden ebenso voll Mißgunst um ihre wirtschaftlichen Erfolge beneidet. Auf die Tatsache, daß sie Anhänger eines anderen Glaubens und damit verbundener Lebensgewohnheiten waren, reagierten die nichtjüdischen Einwohner mit Befremden, mit Unverständnis, ja sogar mit Spott. Meine Gesprächspartner versuchten, die damalige Distanz mit dem Anderssein zu erklären. Rückblickend fassen sie es so zusammen: Sie gehörten zu uns. Aber sie waren nicht genauso wie wir, sie waren eben Juden. Dabei betonten sie, es hätte weder Haß noch persönliche Feindschaften gegeben, dafür jedoch gute nachbarschaftliche Beziehungen und vereinzelte Freundschaften.

Die Gruppe der Walldorfer mosaischen Glaubens stellt sich nicht als homogen dar. Es gab wohlhabendere und ärmere Familien, liberal oder kommunistisch eingestellte oder auch unpolitische, den jüdischen Traditionen treu gebliebene wie auch solche, die sich davon entfernt hatten. So erscheinen Christen und Juden und - nicht zu vergessen - die für ein Dorf recht große Arbeiterschaft, die in KPD und SPD organisiert war, wie sich berührende Gruppen, die zum Teil aufeinander angewiesen waren, sich jedoch nicht vermischten. Es war eine friedliche, jedoch nicht ungetrübte Nachbarschaft.

In die noch immer bestehende Kluft zwischen Juden und Nichtjuden konnte nach dem Willen der nationalsozialistischen Machthaber der Keil des Mißtrauens und Neides immer tiefer geschoben werden. Das gelang bei den Freunden der Juden natürlich weniger erfolgreich als bei jenen, denen die jüdischen Nachbarn schon immer unsympathisch oder gleichgültig gewesen waren.

DER BEGINN DER AUSGRENZUNG

Der einzige Zeitzeuge aus der Gruppe der Opfer erinnerte sich, daß hier im Ort alles viel ruhiger abgelaufen sei, denn man kannte ja einander. So hätten sich im nahegelegenen Meiningen weit mehr Leute an den jüdischen Mitbürgern vergangen. Das ländliche Milieu war zum einen nützlich, um den Verfolgten heimlich zu helfen. Zum anderen verhinderten die gleichen Gegebenheiten eine schützende Anonymität der Opfer, wie sie eine Großstadt bieten konnte. Den meisten Juden erschien der Prozeß ihrer Definition und allmählichen Ausgrenzung seit 1933 zunächst wenig bedrohlich. Davon zeugt auch die Tatsache, daß lediglich die beiden wohlhabenden und kinderlosen Juden Lind und Ortweiler vor dem Novemberpogrom von 1938 Deutschland verließen.

Wie wirkte die antisemitische Propaganda auf die öffentliche Meinung des Dorfes? Die befragten Walldorfer erinnern sich noch genau des Schaukastens am Gemeindeamt, in dem unter der hölzernen Überschrift "Die Juden sind unser Unglück!" stets die neueste Ausgabe des Nazipropagandablattes *Der Stürmer* ausgehängt war. Mit Abscheu betrachteten sie die Darstellung der Juden als frazzenhafte Karikaturen und lasen angewidert die unflätigen Beschimpfungen. Dabei spürten sie, daß den Juden damit Unrecht getan würde und fragten sich besorgt: "Wieso denn die Juden? Was haben sie denn getan?" An allen Masten waren Plakate angebracht, die aufriefen: "Kauft nicht beim Juden!"

In der Schule sorgte besonders ein Lehrer dafür, daß die Kinder über das Wesen der Juden in demagogischer Weise belehrt wurden. Zu Beginn einer jeden Unterrichtsstunde trug er Abschnitte aus dem *Stürmer* vor und erläuterte sie ausführlich. Dieser Lehrer hegte gegen alles Jüdische einen besonderen Haß, den er gemeinsam mit seiner Frau mit hinterhältigen Bosheiten gegen die benachbarten Wertheims auslebte. Das fand keineswegs den Beifall des Dorfes. Er wird als der einzige Lehrer benannt, der die beiden letzten jüdischen Schulkinder diskriminierend behandelte. Er erreichte, daß sie von ihren Mitschülern gehänselt und verprügelt wurden, so daß der Ängstlichere von beiden sich kaum noch zur Schule traute.

Meine Gesprächspartner fühlten sich damals von der propagandistischen Flut massiv bedrängt. Auch in dieser südhüringischen Gemeinde erlagen die Menschen deren Wirkung. Wie groß allerdings der Anteil derer war, die sich verführen ließen, ist nicht mehr feststellbar. Nur einer der Befragten, dessen Eltern den Juden stets freundlich gesinnt waren, gab zu, all den Lügen damals Glauben geschenkt zu haben. Er entschuldigt dies mit seiner Jugend. Sicher ist das ein Grund dafür, daß er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte, als er der Tochter des Metzgers Katz begegnete, während diese vor einiger Zeit ihre frühere Heimat besuchte. Das schlechte Gewissen hatte sich geregt.

Ein anderer Teil der Dorfbewohner reagierte auf die antijüdische Stimmungsmache mit Unverständnis und Ratlosigkeit, (was konnten wir denn dagegen tun?) und resignierte schließlich vor deren Übermacht. All jene, die der Hetzkampagne mißtrauten, schwiegen in der Öffentlichkeit - weniger aus Angst vor Bestrafung, als vielmehr aus Sorge, ebenfalls aus der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden.

Propaganda und Boykottaufrufe zeigten allmählich Erfolg. Kunden blieben den jüdischen Geschäften fern, andere kamen nur noch heimlich. Es wurde aufgepaßt, wer noch zum "Jüd" geht. Die Angst, beim Gang zu jüdischen Kaufleuten beobachtet und öffentlich als "Volksverräter" abgestempelt zu werden, wuchs zunehmend. Trotzdem halfen Frauen des Dorfes auch weiterhin in den Wochen vor Pesach in der Bäckerei Wertheim beim Mazzebacken. Zu den wenigen unerschrockenen Walldorfern gehörte Frau K., die mit Familie Wertheim eng befreundet war. Einmal wurde sie dabei fotografiert, wie sie ihre Kuchen wie immer zum Backen dorthin brachte. Das Foto hing unter der Überschrift "Volksverräter" im Gemeindeschaukasten aus, doch diese moralische Verurteilung erschütterte sie nicht im geringsten.

Vielen anderen jedoch begann das Gefühl für Recht und Unrecht, der Mut zur Wahrheit verlorenzugehen. Der Ausspruch: "Wir durften doch mit den Juden nichts mehr zu tun haben!" ist der Versuch einer Erklärung und Entschuldigung ihres damaligen Verhaltens. Hier zeigt sich die verhängnisvolle Folge der vielleicht typisch deutschen Einstellung, Gehorsam gegenüber der Regierung sei die erste Bürgerpflicht.

Einer, der solcher Entschuldigung nicht bedurfte, weil er Judengegner war und von Amts wegen für die Durchführung zahlreicher antisemitischer Verordnungen verantwortlich, war der Bürgermeister. In seinem Brief an das Thüringer Innenministerium vom August 1935 macht er seinem Groll gegen die Walldorfer Juden Luft, indem er eine Reihe von Anschuldigungen gegen sie erhebt. Mit erfinderischer Eigenmächtigkeit schlägt er verschiedene Maßnahmen gegen sie vor, wie sie Jahre später erst in

ähnlicher Form von der Regierung ergriffen werden. Wie aus den Akten hervorgeht, begründet das Ministerium seine Absage damit, daß die geplanten Maßnahmen unzulässig seien. Der Bürgermeister hat also zum damaligen Zeitpunkt über das Ziel hinausgeschossen und wird vermutlich wegen seines unterdrückten Eifers verärgert gewesen sein. Seine Einstellung hielt ihn jedoch nicht davon ab, sich nachts zum jüdischen Metzger zu schleichen, um gutes Rindfleisch für seinen kranken Vater zu holen.

Ein weiteres Beispiel für eigenmächtiges Handeln liefert uns der damalige Standesbeamte, der - aus welchen Gründen auch immer - erfolgreich die Heirat von Alfred Lind mit seiner Verlobten Elli Mansfeld zu verhindern mußte - obwohl die Eheschließung zwischen zwei Bürgern jüdischen Glaubens per Gesetz erlaubt war. Jedesmal, wenn beide im Gemeindeamt erschienen, um sich von ihm zusammenschreiben zu lassen, ließ er sich verleugnen. (Herr Lind mußte seine Verlobte bei seiner Ausreise in die USA hier zurück- und somit dem Schicksal der Deportation überlassen.)

Das Reichsbürgergesetz vom November 1935, das den Begriff "Jude" im juristischen Sinne definierte, bewirkte bei den Walldorfern keine Veränderung im Verhältnis zu den jüdischen Einwohnern, denn für sie waren und blieben sie Juden. Wichtiger und lästiger erschien ihnen die Tatsache, daß nun jeder den Nachweis seiner Abstammung führen mußte. Diesen Vorgang kommentierte Frau H., die als treueste Freundin der Juden genannt wird, mit dem respektlosen Scherz, man müsse nun seine "arabische Abstammung" nachweisen.

DIE POGROMNACHT

Die Ereignisse der Pogromnacht werden wie ein unfaßbares Trauma geschildert. Die Walldorfer nennen sie die Nacht, in der die Synagoge verwüstet, jüdische Männer verhaftet und junge jüdische Frauen auf beschämende Weise verprügelt wurden. Angeblich hatten die Anstifter in einer der Dorfgaststätten ein paar "dumme Burschen" mit reichlich Alkohol und Hetzreden gegen die Juden des Ortes aufgewiegelt. Dafür konnten sie die von jeher bestehenden sozialen Neidgefühle ausnutzen und mit der Leichtgläubigkeit und Sensationslust der Männer rechnen. Die Horde zog randalierend durchs Dorf, wobei sich die eigentlichen Drahtzieher wohlweislich im Hintergrund hielten. Allen noch in Erinnerung ist ein besonderer Spaß, den sich die Burschen erlaubten. Sie schoben den Wagen, mit dem Saly Wertheim sein Brot ausfuhr, in das Flößchen Herpf. Auch ein ehemaliger Geselle des Bäckers beteiligte sich daran. Seine Motive sind uns nicht bekannt - war es Schadenfreude, das Bedürfnis nach Anerkennung oder ein Akt persönlicher Rache? Es bleibt die Frage, ob er und andere, die sich an Juden oder deren Eigentum vergriffen, eine innere Blockade überwinden mußten. Die durch den Tumult aufgeschreckten Einwohner versammelten sich auf den Straßen und vor der Synagoge und starrten gebannt auf das Spektakel. Einem Befragten ist es noch gut im Gedächtnis, wie sein Vater ihm drohte, als er ebenfalls dorthin laufen wollte: "Wehe du hebst eine Hand gegen die Juden!"

Nach Meinung der Zeitzeugen waren die Zuschauer nicht einverstanden mit dem, was ihren jüdischen Nachbarn angetan wurde. Aber niemand gebot den Randalierern Einhalt - die damals wohl häufigste Reaktion der Deutschen auf das Geschehen. Einzig die bereits erwähnte Frau K. traute sich, ihrer Empörung Luft zu machen, indem sie den tobenden Männern zurief: "Schämt ihr euch nicht!" Worauf diese zur Antwort gaben: "Sei still, sonst kommen wir auch zu dir rauf!" Einige der verfolgten, zum Teil schon verletzten Juden fanden bei mitleidigen Familien Unterschlupf.

Die Ereignisse jener Nacht erschütterten das Verhältnis von Juden und Nichtjuden zutiefst. Der Glaube vieler Walldorfer an ein friedliches Miteinander war zerstört. Die jüdischen Einwohner hatten in den Abgrund der menschlichen Seele geblickt. Denn bis dahin hatten sie nicht geglaubt, daß ihre Mitmenschen so gehässig werden könnten. Sie zogen sich noch mehr zurück, ständig von der Angst vor neuen Übergriffen beherrscht. Von da an sahen sich die jüdischen Dorfbewohner einer wachsenden Mauer aus Ge- und Verboten gegenüber, die sie immer mehr von der übrigen Bevölkerung abschnitt. Schritt für Schritt wurden sie ihrer wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten, ihrer Habe und ihrer persönlichen Freiheiten beraubt. Jeder dieser Schritte war selbstverständlich juristisch abgedeckt.

Den Vertretern der Staatsmacht in Walldorf, dem (seit 1937 neu amtierenden) Bürgermeister und dem Ortspolizisten fielen dabei eine wesentliche Rolle zu. Sollten sie doch - neben vielen anderen Verpflichtungen - die Einhaltung der antisemitischen Verordnungen kontrollieren, die ausgewanderten und noch im Ort verbliebenen Juden melden, Beschlagnahmungen vornehmen, Verstöße melden u.a.m. Die Akten geben darüber beredete Auskunft. Meine Gesprächspartner verurteilen die Handlungen der wenigen fanatischen Judengegner, aber die Amtsträger entschuldigen sie damit, diese hätten

ja nur ihre Pflicht getan. Die Tatsache, daß jene als Amtspersonen die Achtung der Leute genossen, erschwerte den Walldorfern eine kritische Beurteilung ihres Verhaltens.

Im folgenden Brief an das Reichssportamt vom Februar 1939 macht sich der Bürgermeister angeblich zum Sprachrohr seiner Gemeinde, indem er schreibt:

Es erregt hier im Ort großes Ärgernis, daß die Jüdin Elli Mansfeld (...) heute noch täglich das Reichssportabzeichen trägt. Besteht hierfür nicht die Möglichkeit, das Abzeichen einzuziehen?

Inwieweit das hier entworfene Bild von der gekränkten deutschen Ehre der Realität entsprach, kann nicht mehr festgestellt werden. Den Zeitzeugen ist dazu nichts bekannt - wie zu vielen anderen in den Akten belegten Vorgängen auch. Doch auch diese Beschwerde wurde abgewiesen, was den Eindruck erweckt, die Juden wären noch juristisch korrekt behandelt worden und noch nicht aller Verdienste unwürdig gewesen.

Eine andere Episode läßt vermuten, daß sich die Handlanger des Gesetzes manchmal in Gewissenskonflikten befanden, wenn sie Maßnahmen gegen ihre jüdischen Nachbarn ergreifen sollten. Der einzige Zeuge aus der Gruppe der Verfolgten erinnert sich daran, wie ein Walldorfer Parteigenosse den Radioempfänger seiner Großmutter abholte. Er schien sehr verlegen und entschuldigte sich damit, er müsse es schließlich tun. (Die Rückgabe dieses Radios war übrigens der einzige Akt der Wiedergutmachung nach Kriegsende.)

Nur einige antisemitische Verordnungen sind den Walldorfern in ihren Auswirkungen noch bewußt, von vielen haben sie jedoch keine Kenntnis. So heißt es bei ihnen: Die jüdischen Geschäfte mußten schließen; die Söhne der Familie Grünspecht mußten Zwangsarbeit beim Bau der Hohenwartetalsperre leisten, dabei verunglückte einer der Männer tödlich; die Juden mußten den Stern tragen; sie durften den deutschen Wald nicht mehr betreten.

Die beiden sogenannten Mischehen im Ort waren von Staats wegen nicht gern gesehen, und die nichtjüdischen Ehefrauen wurden entsprechend drangsaliert. So bedauern es alle Befragten, wie sehr Frau G. von behördlicher Seite zugesetzt wurde, sich scheiden zu lassen - obwohl das Dorf diese Verbindung akzeptierte. Sie sei an den Folgen von Kummer und Aufregung gestorben. Bald darauf wurde Herr G. als letzter Jude nach Theresienstadt deportiert und mußte den Sohn in die Obhut der Verwandten seiner Frau geben. Diese betrachteten ihn ganz als einen der ihren und konnten mit Hilfe des Ortsgruppenleiters verhindern, daß auch der Junge in ein Lager verschleppt wurde.

Nach außen hin zeigten fast alle Walldorfer Gehorsam gegenüber den Forderungen des Hitlerregimes und wandten sich von den jüdischen Einwohnern ab. Es sind mir auch Beispiele für Denunziation und Drohungen gegen Juden bekannt geworden. Aber jene Walldorfer, die schon immer gute Kontakte zu jüdischen Familien gepflegt hatten, akzeptierten die befohlene Isolation nicht. Trotz drohender Bestrafung besuchten sie im Schutz der Dunkelheit ihre jüdischen Nachbarn und Freunde, brachten ihnen Lebensmittel, sprachen ihnen Trost zu und drängten sie zur Auswanderung. Saly Wertheim zum Beispiel war sehr froh, heimlich für Geld, welches er dringend zur Ausreise brauchte, oder für Essen bei anderen Familien arbeiten zu dürfen.

Die älteste Walldorferin bringt ihre Haltung so zum Ausdruck: "Die Juden taten mir leid. Das sind doch auch nur Menschen! Und ich hätte ja auch ein Jude sein können!" Sie steht für die Einwohner, die sich ihr menschliches Mitgefühl bewahrten und damit auch ihre Selbstachtung.

Bis zum letztmöglichen Zeitpunkt einer Auswanderung im Sommer 1941 konnten insgesamt 11 Walldorfer Juden aus den Familien Lind, Ortweiler, Katz, Friedmann und Wertheim ihre Heimat in Richtung USA verlassen - sie waren gerettet! Die anderen noch im Ort lebenden Juden hatten wohl die Absicht auszuharren. Ihre Verbundenheit mit der Heimat war größer als ihre Sorge um die Zukunft. Ihre Deportation erfolgte in zwei Schüben: der erste im Mai 1942, als 6 Personen ins Generalgouvernement abtransportiert wurden. Der zweite erfolgte im September des gleichen Jahres, mit dem die beiden über 70jährigen Juden ins sogenannte Altersghetto Theresienstadt gebracht wurden. Sie waren so gebrechlich, daß ein Bauer ihnen einen letzten verbotenen Dienst erwies, indem er sie auf seinem Mistwagen zum Bahnhof fuhr. Unterwegs waren sie den Spöttereien einiger Leute ausgesetzt. Von ihnen allen kehrte nur der später deportierte Witwer G. als Überlebender zurück.

Welchen Nutzen zog das Dorf aus der Enteignung und Vertreibung seiner jüdischen Bewohner? Zunächst war die lästige Konkurrenz der jüdischen Kaufleute entfallen. Ihre Häuser wurden zum Teil

günstig erworben, zum Teil der Gemeinde übertragen. Schuldner waren erleichtert, weil ihre Schulden nun verfielen. Möbel und Hausrat konnten billig erstanden werden. Der freigewordene, damals äußerst knappe Wohnraum konnte mit anderen Familien belegt werden. - Die Liste derer, die davon profitierten, ist lang.

Das Spektrum der Verhaltensweisen der Walldorfer reichte vom fanatischen bis zum lediglich seine Pflicht erfüllenden Täter, vom gleichgültigen bis zum schadenfrohen Zuschauer, vom mitfühlenden Helfer bis zum mißgünstigen Nutznießer und kann somit für andere Gemeinden Deutschlands stehen.

Nach Kriegsende hatten die Menschen ganz andere Sorgen als die um ihre verschollenen jüdischen Nachbarn. Als die Stunde der Wahrheit kam und die Tragödie des Massenmordes an den Juden bekanntgemacht wurde, zeigten sich viele Dorfbewohner davon betroffen. Einige Zeugen meinen allerdings, es hätten nur wenige mit Trauer und Entsetzen darauf reagiert. Der einzige wieder im Ort lebende Jude stellte keine unbequemen Fragen, erhob keinerlei Vorwürfe. Mit den wenigen Hinterlassenschaften der Israelitischen Gemeinde wurde ehrfurchtslos umgegangen: Die Synagoge wurde 1949 abgerissen, der Friedhof verwahrloste.

So verblaßte allmählich die Erinnerung an die einstige Lebensgemeinschaft von christlichen, jüdischen und anderen Einwohnern des Dorfes. Heute werden die Ereignisse jener Jahre von den älteren Walldorfern kaum zur Sprache gebracht. Meine nach 50 Jahren gestellte Frage: "Wie konnte das geschehen?" brachte die meisten der befragten Zeitzeugen in Verlegenheit. Nicht etwa, weil sie zu denen gehörten, die an der Judenverfolgung aktiven Anteil hatten, sondern weil sie die Geschehnisse ungenügend reflektieren. Es fällt ihnen noch heute schwer, nach den Ursachen für die Ergebenheit des deutschen Volkes seinem damaligen Führer gegenüber zu suchen.

Dagmar Seidel

Die Autorin

Dagmar Seidel ist Mitglied der Forschungsgruppe "Das Schicksal der Juden im nationalsozialistischen Thüringen".

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 32/33 1995, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>